

# Übersetzen

August-Dezember 2006 • 40. Jahrgang • Nr. 2

---

Tilman Spreckelsen

## Die Gaben der Übersetzers

Wer mit dem Lesen anfängt, interessiert sich noch nicht für Übersetzungen. Ob das Kinderbuch, das er in der Hand hält, früher einmal in einer anderen Sprache erschienen war, ist ihm egal. Das ändert sich irgendwann, und dieser Moment ist beim jungen Leser meist mit einer gehörigen Irritation verbunden.

Mein Erweckungserlebnis war das Buch *Fröhliche Tage für Hanni und Nanni*, der dreizehnte Band dieser Internats-Saga. Dort findet sich auch eine Episode um die Lehrerin Fräulein Willmer und die Schülerin Anneliese, die ebenjenes Fräulein Willmer verehrt. Denn die Lehrerin ist eine anerkannte Lyrikerin, also das, was die schwärmerische Anneliese auch gern wäre. Das geht so lange gut, bis Fräulein Willmer einmal ihre Frustration an der Schülerin ausläßt und sie vor der ganzen Klasse demütigt. »Anneliese stellt Fräulein Willmer eine Falle«, so ist das nächste Kapitel überschrieben, und diese Falle ist das Gedicht eines berühmten Lyrikers, das Anneliese als ihr eigenes ausgibt und das die Lehrerin erwartungsgemäß abkanzelt: sie halte das Gedicht »für das schlechteste der Klasse«, sagt sie. Anneliese antwortet, daß das Gedicht nicht von ihr, sondern von Ludwig Uhland stamme. Und daß der Dichter wohl kaum über Fräulein Willmers Urteil erfreut gewesen wäre.

Abgesehen davon, daß dieser Episode ein etwas seltsames Verständnis von Dichtung und literarischem Ranking zugrundeliegt, abgesehen auch davon, daß eine Schülerin, die Mitte des 20. Jahrhunderts schreibt wie Ludwig Uhland, dafür sicherlich keinen Originalitätspreis verdient hat, ist das wahrhaft Erstaunliche, daß Schülerinnen eines offensichtlich englischen Internats im Literaturunterricht deutsche Verse als eigene Werke ausgeben können.

Anders gesagt: Daß es der Übersetzer oder die Übersetzerin – die *Hanni und Nanni*-Ausgabe des Franz Schneider Verlages spart den Namen aus, nennt aber dafür Illustrator und Buchgestalterin – zu gut mit den jugendlichen Lesern meinte, teilt sich diesen Lesern auch mit. Um Verständnisprobleme zu mindern, nimmt man massive Irritationen in Kauf. Mehr noch: Im Bemühen, den *Hanni und Nanni*-Stoff als Original erscheinen zu lassen und also die Spuren der eigenen Übersetzertätigkeit zu verwischen, rückt er – oder sie – genau diese ins Schlaglicht.

Dabei erwartet der Leser eines in seine Muttersprache übersetzten Textes genau das Gegenteil: Er ist sich der Tatsache bewußt, daß er ein Werk aus einem anderen Kulturkreis liest – möglicherweise ist das sogar ein wesentlicher Grund für die Lektüre –,

und gleichzeitig erwartet er, daß ihm der Zugang zu diesem Kulturkreis möglichst barrierefrei bereitet wird. Er wünscht sich also einen diskreten Interpreten, der diese Fremde rezipierbar macht, ohne daß dabei die Fremdheit Schaden nimmt.

Richtig kompliziert wird es, wenn sich eine weitere Ebene der Distanzierung dazwischen schiebt: Wenn etwa ein junger Engländer in den dreißiger Jahren aufbricht, um Deutschland zu durchwandern, wenn er seine Erlebnisse erst Jahrzehnte später aufschreibt und dieses Werk dann, wieder Jahrzehnte später, ins Deutsche übertragen werden soll. Die Rede ist natürlich von Patrick Leigh Fermors großartigem Werk *A Time of Gifts*, für dessen überaus gelungene Übersetzung Manfred Allié mit dem Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis ausgezeichnet wurde. Denn unter den vielen Klippen, die das Buch für seinen Übersetzer bereithält, ist der von verschiedenen Graden der Distanz geprägte Wechsel der Stilebenen nicht die geringste. Wie stellt sich der alte, der erfahrene Fermor zum jungen, notgedrungen naiven – wenn auch stupend gebildeten – Wanderer? Wie wirkt das Deutschland von 1934 auf den jungen Besucher, wie auf den alten – und wie auf den nachgeborenen deutschen Leser? Welches Wissen darf man voraussetzen, wenn man einen so anspielungsreichen Autor, der das entlegene Wort liebt, ans Publikum bringen will?

Verpflichtet auf den Inhalt und die Beschreibung einer versunkenen Welt, verpflichtet ebenso auf Fermors besonderen Stil, der einen in seiner flüssigen und manchmal geradezu maßlosen Eleganz immer wieder zum lauten Lesen verführt, schließlich aber auch dem deutschen Leser verpflichtet, auf den eben eine allzusehr an der Vorlage klebende Übertragung immer anders wirken würde als beabsichtigt, muß der Übersetzer immer neue Lösungen finden, um Schönheit und Leichtigkeit des Textes zu erhalten und ihn gegebenenfalls als Äquivalent für unübersetzbare Qualitäten neu zu erschaffen.

Da sind etwa Passagen wie die Schilderungen einer Gesellschaft im Münchner Hofbräuhaus, in denen Fermors Sprache in immer neuen Metaphern aus den Bierkrügen Kanonen und aus den emsigen Trinkern Soldaten macht, die in die Schlacht ziehen: »The gunmetal-coloured cylinders were stamped with a blue HB conjoined under the Bavarian crown, like the foundry-mark on cannon. The tables, in my mind's eye, were becoming batteries where each gunner served a silent and recoilless piece of ordnance which, trained on himself, pounded away in steady siege.«

Fermors Duktus wird immer drängender, das Stahlgewitter im Hofbräuhaus erreicht auch sprach-

lich seinen Höhepunkt, bis der junge Brite innehält: »My own gun had fired its last shot, and I wanted to change to a darker-hued explosive.«

Manfred Allié übersetzt das mit sicherem Gespür für den Rhythmus dieser Passage und gleichzeitig mit größtmöglicher Präzision, aber auch mit dem Mut zur eigenen Wendung, wo sie erforderlich ist, um eine adäquate Wirkung der Übersetzung zu erzielen:

»Die metallisch-grauen Zylinder waren mit einem blauen »HB«-Stempel versehen, die beiden Buchstaben Rücken an Rücken unter einer bayrischen Krone, wie das Zeichen der Gießerei auf einem Kanonenrohr. In meiner Phantasie wurden die Tische zu Lafetten, wo jeder Kanonier ein laut- und rückschlagloses Geschütz bediente, sich dagegenstemmte und Salve um Salve gegen die Angreifer feuerte. Die Maßkanone! Hie und da sah man einen Kämpfer, den das feindliche Feuer niedergestreckt hatte, den Kopf in einer Bierlache auf der hölzernen Stellung. In der Tiefe des Gewölbes prasselte das Sperrfeuer. Über tausend Geschütze mußten im Einsatz sein – Dicke Bertas, Krupps bleiche Brut, Stellung auf Stellung feuerte ohne jede Schlachtordnung, manchmal auch in Salven, wo Hände sich hoben, um Rohrhöhe und Schußwinkel zu richten, und dann den steinernen Auslöser fester faßten. Von Kameraden gestützt, schleppten die Verwundeten sich durch den Pulverqualm, und wo ein Mann fiel, nahm sofort ein neuer seinen Platz ein. Mein eigenes Rohr hatte sein letztes Pulver verschossen, und zum Ersatz sah ich mich nach einem schwächeren Kaliber um. Es dauerte nicht lange, bis mir ein neues Maß auf die Planken geknallt wurde.«

Daß diese Lösungen, so selbstverständlich und leichtfüßig sie daherkommen, oft auch hart erarbeitet sind, ist sonnenklar: Wer sich an Fermors irrlichernendes Reisebuch wagt, um es zu übersetzen, wird zum Experten in einer ganzen Reihe sehr spezieller Disziplinen werden und etwa ein enges Verhältnis zu heraldischen Fragen entwickeln – dieses Feld, berichtet Manfred Allié, habe ihn manchmal einen halben Tag gekostet, um eine einzige Passage zu übersetzen. Daß es ihm an nicht an Fleiß mangelt, unterstreicht nicht zuletzt die eindrucksvolle Liste an Publikationen aus 20 Jahren als freier Übersetzer: Allié übersetzte Ted Hughes, Yann Martell, Richard Powers und Edith Wharton ebenso wie eine Vielzahl von Kriminalromanen mit teilweise sehr lustigen Titeln, von denen ich hier nur *Zuviel Licht im Dunkel* und *Anlage: Freiumschlag* erwähnen möchte.

Fleiß also ist eine der Gaben dieses Übersetzers, Stilbewußtsein und sprachliches Vermögen natürlich auch, Begeisterung für die Vorlage eine weitere, denn ohne die wendet niemand die nötige Zeit an die Klärung kniffliger Fragen, die anschließend nur von kleinen Teilen des Lesepublikums zur Kenntnis genommen werden.

In Arno Schmidts Erzählung *Piporakemes!* wird die Begegnung zwischen einem Übersetzer und einem empörten Leser geschildert, der sich gar nicht mehr einkriegen kann wegen der von ihm vermuteten Nachlässigkeiten des Übersetzung. Deren Urheber aber steuert zur Problematik einen erhellenden Kommentar bei:

»»Das'ss ooch so was, was die Verleger nie lern'n: wenn se 3 Tausnd Mark für 'ne Übersetzunk blechn, kriegn se 'ne 3-Tausend-Mark-Übersetzunk; wenn se 6 Tausend schmeißn, eene für 6 Tausnd: dann kann ich neemlich de doppelte Zeit dran wendn!«« (Wir be-

finden uns ganz offensichtlich in den sechziger Jahren.) »Auf das vorsichtige Bedenken seines – verständlicherweise ungenannt bleiben wollenden – Bekannten: daß die meisten »Künstler« unter sotanen Umständen dann eben wohl doch nur die für 3 herstellen, und für die übrigen 3 schlicht faulenzten würden: ob die Gefahr nicht nahe läge?, habe er kaltblütig erwidert: die läge freilich verdammt nahe.«

Mir erscheint es eher umgekehrt, jedenfalls, was diese so aufwendige und gekonnte Übersetzung der *Zeit der Gaben* angeht. Da ist es ein Glücksfall, freilich ein verdienter, wenn eine Auszeichnung wie der Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis einen Ausgleich schafft.

Laudatio auf Manfred Allié  
16. September 2006

Wolf Harrant

## Ferne, fremde Heimat

Wenn ich auf die in unserer Zunft handelsübliche Frage, aus welcher Sprache ich denn in welche übersetze, geantwortet habe: aus dem Deutschen ins Deutsche, war das zwar nur die halbe Wahrheit und dennoch nur halb im Scherz gesagt. Mehr als dreißig Jahre lang habe ich für den internationalen Rundfunk gearbeitet, was bis vor kurzem synonym stand für: Auslandsradio auf Kurzwelle. Das ist ein Metier mit speziellen Anforderungen, die – glaube ich – hier noch nie vorgestellt wurden und das sich überdies als guter Lehrmeister für literarische Übersetzungen entpuppte.

Zur Klarstellung: Ich verzichte bewusst auf die Erörterung der selbstverständlichen Forderungen nach objektiver Darstellung, der deutlichen Trennung von Information und Kommentar, der unmissverständlichen Kennzeichnung von Zitaten und, nicht zuletzt, nach Lebendigkeit in der Textgestaltung und im Vortrag.

## Unvereinbare Zielgruppen

Überlegen wir zunächst gemeinsam, wie vertrackt die Anforderungen sind. Im doppelten Wortsinn angesprochen werden sowohl Inländer\* in unserem Ausland als auch Ausländer in ihrer Heimat. Das sind zwei durchaus unterschiedliche Zielgruppen, und sie haben auch jede für sich durchaus unterschiedliche Interessen:

Manche Inländer sind privat oder beruflich für kurze Zeit im Ausland unterwegs. Sie wollen informiert werden über das wichtigste Neue (Sport inklusive), über Katastrophen und übers Wetter daheim – etwa in dieser Reihenfolge. Sie »hören nur mal kurz rein« und sind mit den handelnden Personen, Institutionen und Sachverhalten gut vertraut, somit genügen Stichworte.

Andere Inländer sind für längere Zeiträume anderswo, zum Beispiel als Entwicklungshelfer, Missionare und Diplomaten, auf Montage oder als Stipendiaten. Schon diese unvollständige Aufzählung verrät,

\* Inländer und Ausländer sind sowohl InländerInnen als auch AusländerInnen. (Nicht nur) als Hörfunkmensch kann ich mit unaussprechlichen / unaussprechbaren Binnenmajuskeln nichts anfangen und bitte die Leserinnen und Leser, alle sensiblen Begriffe geschlechtsneutral aufzufassen.

dass diese Zielgruppe unterschiedliche Erwartungen an ein Programm stellt und sich nicht mit ein paar Hörhappchen begnügt. Da erwartet man sich vielmehr viel mehr – ausreichend Information, um auf dem Laufenden zu bleiben, aber auch ein bisschen Musik und allerlei Wortbeiträge fürs Gemüt, zur Zerstreuung und Unterhaltung.

Die dritte Gruppe sind die Auslands-Inländer, jene, die auf Dauer fern der Heimat leben, sich aber nach wie vor, mehr oder weniger, lust- oder frustvoll, mit ihr verbunden fühlen. Das sind die Emigranten, die Angeheirateten, die Abkömmlinge, die Versprengten. Sie kennen die Heimat nur noch aus der Erinnerung an manchmal sogar längst vergangene Zeiten, aus Kurzbesuchen, aus der Korrespondenz mit zurück gebliebenen Verwandten und Bekannten. Ihre Verbindung mit der »alten« Heimat ist sentimental, fast immer von schmerzhaften Einschnitten in die eigene Biografie geprägt. Ob sie nun aus Heimweh, Gewohnheit, flachem Interesse oder zur Bestätigung ihrer Verbitterung unsere Station einschalten: Ihr überholtes Heimatbild soll sowohl gefestigt als auch erschüttert werden (»Es ist alles besser geblieben«), der Appell richtet sich gleichermaßen an Herz und Hirn. Nebenbei: In manchen Ländern sind die im Ausland lebenden Staatsbürger wahlberechtigt, also unter Umständen wichtiges Stimmvolk.

Ist es schon mühsam genug, die eigenen Landsleute unter einen Hut zu bringen, wird die Sache noch viel komplizierter, wenn man sich ans fremde Publikum wendet. Das sind Ausländer mit mehr oder weniger großem Interesse an dem, was bei uns geschieht. Immerhin haben sie einen Anlass, uns zuzuhören: Sie machen demnächst bei uns Urlaub, sie wollen sich beruflich auf unsere Mentalität und Situation einstimmen, sie sind durch Klischeevorstellungen über uns voreingenommen, sie sind mit unsereins liiert, sie lernen unsere Sprache und nehmen unser Programmangebot als Übungsmaterial. Im schlimmsten Fall ist ihr Interesse an uns üblicherweise gleich Null, wir begegnen einander nur zufällig oder weil wir ausnahmsweise dicke Schlagzeilen machen (Katastrophen, Skandale, Weltmeister). Ihre Intim- und Sachkenntnisse sind bescheiden bis nicht vorhanden, man muss ihnen daher jedes Detail mundgerecht erklären.

Kleines Gedankenexperiment: Was wissen Sie über die aktuelle Lage in Suriname? Wissen Sie überhaupt, wo das liegt? Was interessiert Sie an der Innen-, Außen- und Wirtschaftspolitik dieses Staates, an seiner kulturellen und historischen Identität? Sind Sie der Landessprache oder einer der Programmsprachen von *Radio Suriname Internationaal* mächtig? Sehen Sie: ungefähr so geht es den Surinamesen mit Ihrem Heimatland. Und man muss gar nicht erst in die Ferne schweifen, um zu erkennen, dass die Medien jenseits der eigenen Nasenspitze einen blinden Fleck haben. Man kann Wochen im deutschsprachigen Nachbarland verbringen, ohne aus den täglichen Nachrichten zu erfahren, was daheim geschieht.

#### Technische Hürden

Heutzutage kommt das Programm von auswärts überallhin aus der Steckdose in die gute Stube oder ins Hotelzimmer, per Kabel oder Satellit oder Internet – sofern wir uns nicht ohnedies mit der Weltsicht der globalen Glotzenmächte wie CNN begnügen. In je-

dem Fall ist der Radioton dann klar, stabil und ungestört. Nicht so bei der Kurzwellenübertragung mit allen ihren unvermeidlichen Begleiterscheinungen, wie Krachen, Prasseln, Nbnkanalstrungen und plötzlich verschwind—gnalen.

Natürlich kann man mit entsprechenden technischen Einrichtungen und ausreichender Sachkenntnis die Empfangsqualität optimieren. Permanent im Ausland residierende Inländer investieren schon mal in eine aufwändige Apparatur und eine ordentliche Außenantenne. Sie beziehen regelmäßig unser Programmheft und nehmen sich die Mühe, die beste Empfangszeit und die günstigste Frequenz für das Lieblingsprogramm zu erkunden. Wer aber mit einem taschenbuchgroßen Kurzwellenradio mit eingebautem Antennenstummel unterwegs ist, will auch im Stahlbeton-Hotel und im Störnebel der Großstadt jetzt sofort einschalten und nicht bloß Bruchstücke unserer Sendungen hören.

#### Allen Leuten Recht getan...

Diese Ausgangslage fordert von Redaktion und Produktion einen allumfassenden Kompromiss, der so einfach ist wie die Quadratur des Kreises:

1. Um dem unterschiedlichen Sachwissen des Publikums zu genügen, müssen alle landesspezifischen Fakten erklärend verdeutlicht werden; dies aber in einer Form, die den Eingeweihten nicht aufdringlich oder belehrend erscheint.

2. Informationsverluste auf dem Übertragungsweg, also kurzfristige Kommunikationsverluste, müssen durch redundante Aussagen kompensiert werden; dies aber in einer Form, die jenen nicht lästig fällt, die unser Angebot störungsfrei empfangen. (Beispiel für diese beiden Forderungen: »Der FSV stimmt im Haushing gegen den Etikettenzwang für Bier. Die Partei der Freisinnigen Vegetarier hat im nationalen Parlament gegen das Gesetz gestimmt, dass auf Bierdosen und Bierflaschen vor den Gefahren des Alkoholkonsums verpflichtend warnt.«)

3. Die Information muss mit dem geringstmöglichen Aufwand an »schwierigen« Wörtern und aufwändigen Satzkonstruktionen übermittelt werden; dies aber in einer Form, die für die muttersprachliche Hörerschaft nicht dürr, lapidar oder monoton wirkt.

4. Die Sinn stiftenden Informationsanteile sollen so weit wie möglich an den Anfang der Meldung gereiht werden, Perioden sind so zu gestalten, dass alle Reihungen ohne Einschübe sinnvoll aufeinander folgen; dies aber in einer Form, die weder verknappt noch geschwätzig wird: So kurz wie möglich, so ausführlich wie erforderlich. (Beispiel für diese beiden Forderungen: »Kein Zwang zur Warnung vor Bierkonsum. Der FSV stimmt im Haushing gegen den Etikettenzwang. Im nationalen Parlament wurde heute über eine Regierungserklärung abgestimmt, der zufolge auch auf Bierdosen und Bierflaschen vor den Gefahren des Alkoholkonsums gewarnt werden muss. Eine solche Warnung, der so genannte »Etikettenzwang«, besteht bereits für Weine und andere Spirituosen. Die Partei der Freisinnigen Vegetarier hat den verpflichtenden Warnhinweis auf Bierprodukten nun zu Fall gebracht.«)

5. Das Prädikat soll so weit wie möglich an den Satzanfang vorrücken, Wortgruppen (z.B. »laden ... ein«) dürfen nicht getrennt werden (im Jargon: »Girlanden abhängen«); dies aber in einer Form, die den

natürlich klingenden Wort- und Satzfluss nicht beeinträchtigt. (Beispiel dafür: »Es macht einen Unterschied, ob man das, was einem selbst wichtig und auch aus der Sicht der Hörerschaft interessant erscheint, an bevorzugter Stelle oder erst irgendwann später im Programmverlauf präsentiert.« Stop, zurück: »Es macht einen Unterschied, ob man vorweg präsentiert, was uns wichtig ist und die Hörer interessieren könnte, oder ob man es erst später ins Programm stellt.« – Warum in beiden Fällen zunächst das steife »Es macht einen Unterschied?« Weil, angenommen, der englische O-Ton mit »It makes a difference« beginnt und wir uns beim Einstieg der deutschen Übersetzung streng an diese Wortfolge halten müssen – es gibt ja auch Hörer, die der anderen Sprache mächtig sind und automatisch bereits diese Information aufnehmen. Sie wären irritiert und würden an der Authentizität unserer Meldung zweifeln, begäbe sie mit einer Aussage, die vielleicht trefflicher formuliert ist, aber nicht mit dem O-Ton korrespondiert, etwa: »Das Wichtige und Interessante zuerst, alles andere später, darauf kommt es an.« )

#### Journalistische Zwänge als Lehrmeister fürs Literarische

Natürlich kann man als Übersetzer an eine Textvorgabe nicht mit jener relativen Freiheit herangehen, die dem Nachrichtenredakteur gestattet ist. Aber selbst bei höchst eigenwilliger Literatur ist es manchmal möglich, bei der Übersetzung von Sachtexten sogar erstaunlich oft, aus dem journalistischen Nischendasein beim Auslandsradio zu lernen, und dies, ohne das Dreiecks-Spannungsverhältnis von Werktreue, Authentizität und Verständlichkeit zu gefährden:

Ich habe, zum Beispiel, gelernt, dass mitunter eine im Original nicht vorgesehene winzige Ergänzung das dort zu Lande Selbstverständliche auch hier zu Lande nachvollziehbar macht. Dass ein Satz, den man in einem Atemzug laut vorlesen kann, auch beim Lesen »in einem Atem« verstanden wird. Dass ein Satzgebilde, das natürliche Atemzäsuren fürs Vorlesen vorsieht, das Lesen selbst komplizierter Passagen in appetitliche Informationshappen gliedert. Dass ein Satz, der beim Vorlesen harmonisch klingt und ohne Verrenkung von Gaumen, Rachen und Lippen gelingt, auch das Lesevergnügen fördert. Dass ein Satz, in dem sich selbst unvorbereitete Sprecher beim Vorlesen nicht verhaspeln können, auch beim Lesen auf Anhieb kapiert wird. Und dass schon ein Wort mehr oder ein Wort weniger oder unscheinbar kleine Umkehrungen in einem Satz: wahre Wunder wirken.

Mit dieser schönen Alliteration und ihrem wohligen Vokalklang verabschiede ich mich für heute von Ihnen, liebe Hörerinnen und Hörer, bis zum nächsten Mal an dieser Stelle und auf dieser Welle, als Ihr Redakteur am Mikrofon.

### 3. Wolfenbütteler Gespräch Jahrestagung des VdÜ 15.-17. September 2006

Reinhard Streit

#### Wolfenbüttel, oh Wolfenbüttel!

Persönliche Impressionen von der VdÜ-Jahrestagung

Mein zweites Mal Wolfenbüttel, und mein zweites Mal überhaupt VdÜ-Tagung... Die erste und die zweite Etappe der Zugfahrt ab Köln vergehen wie im Flug, und schon ist Braunschweig Hbf, wo wie verabredet eine Kollegin zu mir stoßen wird. Wie verabredet jedenfalls (die Bahn halt... verpasst sich selbst...), stattdessen aber ertönt es, ich einmal in die Regionalbahn gehievt, von rechts: »Hier rein! Hier ist das Übersetzerabteil!« Gut, ganz ohne eine gewisse Logik ist es ja wirklich nicht: Wenn ein Brille tragender Rollstuhlfahrer in Braunschweig eine Regionalbahn besteigt, welchen anderen Beruf kann der schon haben – schön, dass wenigstens die Kolleginnen die Aura mit VdÜ-Emblem über meinem Kopf ausmachen können.

Eine der Kolleginnen ist Annette Kopetzki, die nicht nur im selben Hotel wie ich untergekommen ist, sondern abends auch in derselben Lyrikecke liest. Also schwupp durch sinistre Parkanlagen zum Hotel und ab in die Kommissie zum Anmelden.

Dort fällt plötzlich die erhoffte Reisebegleitung und Kollegin Andrea Scheunert vom Himmel, und Gerlinde Schermer-Rauwolf eröffnet die Tagung. Nach dem von mir – fast Totalausfall für Englisch – blaugemachten Vortrag über die Übersetzung von Arno Schmidt ins Englische und dem gemeinschaftlichen Essenfassen im Karstadt-Restaurant auf zum Lesefest in der Schünemannschen Mühle.

Da Christa Schuenke leider verhindert ist, moderiert dankenswerterweise Susanne Höbel die Lyrikecke im zweiten Stock des Mühlen-Wintergartens. Untermalt vom romantischen Plätschern des Mühlen-Baches und dem nicht ganz so romantischen Bimmeln eines entlegenen Handys dringt Lyrik in uns ein. Als geplant letzter im Reigen lese ich, lese Alfonsina Stornis traumatische Liebesdichtung, lese weniger als vorgenommen, weil ich plötzlich von den Texten so berührt bin, daß ich aufhören und den Raum verlassen muß – nach mir dann eine Lesung dänischer Lyrik.

#### Samstag, Workshop-Tag

Der Workshop *Trivalliteratur übersetzen* von Andrea Kamphuis eröffnet mir eine völlig neue Sicht auf meinen Beruf: Fünf gerade sein zu lassen, ist hier an der Übersetzer-Tagesordnung, und den Text auf deutlich mehr als lediglich den Wunsch des Verlags hin eigenhändig zu kürzen – hmm... wir Lyrikleute drehen doch lieber jedes Komma gleich dreimal herum!

In der Mittagspause ein geführter Besuch der Herzog-August-Bibliothek, optional Gymnastik mit Margarete Längsfeld oder aber gemeinsam klönen im Mühlen-Hinterhof.

Der nachmittägliche Workshop *Lesen lernen* von Schauspieler Matthias Freihof ist so lehrreich und informativ, wie ich es erhofft hatte.



Tagungspause vor der Kommissie

Foto: Th. Wollermann

Alle haben einen ihrer übersetzten Texte zum exemplarischen Vorlesen dabei, bloß ich habe meine im Hotel vergessen – dennoch: Ein Workshop dieser Art darf nach meinem Empfinden sehr gerne alljährlicher Bestandteil der Tagung werden.

In der KuBa-Halle Verleihung des Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreises an Manfred Allié, dann gemeinschaftliches Gelage (wie im Vorjahr staune ich, was die lieben Kolleginnen und Kollegen so wegziehen...) und anschließend Party bis in die Puppen. Eine Kollegin, die völlig akzent- und fehlerfrei Deutsch spricht, behauptet plötzlich, keine Deutsche zu sein und lässt mich raten – ich bin ausnehmend von den Socken, als sie mir eröffnet, sie sei Französin.

Das Taxi schließlich geteilt mit Claudia Gliemann; so klein Wolfenbüttel ist, so dringend brauche ich noch mindestens zwei bis drei Tagungen, bis ich mich problemlos zurechtzufinde – und: Ich mag keine Frau mitten in der Nacht alleine irgendwo rumlaufen lassen, da kann Wolfenbüttel noch so harmlos scheinen.

Etwas mehr Schlaf wäre wahrlich kein Fehler. Sonntags um zehn geht es in der Kommissie weiter, Podiumsdiskussion zur exilhaften Lebenssituation von Schriftstellern/Übersetzern mit ihrerseits Migrantenbiographie im ständigen Wechsel von Land, Sprache und Zugehörigkeitsgefühl.

Und um 13 Uhr schon wieder essen – dann ist es vorüber, das ausgefüllte, lange Tagungswochenende.



Dänische Lyrik mit Hanns Grössel

Foto: Th. Wollermann

Gernot Kamecke

## Apparaturen, Handgriffe, Absichten

Zur englischen Übersetzung von Arno Schmidts  
*Zettels Traum*

«Narrenfreiheit – Narrenschellen» lautete das Motto der Auftaktveranstaltung beim 3. Wolfenbütteler Gespräch, der diesjährigen Jahrestagung des Verbandes deutschsprachiger Übersetzer, am 15. September in der Kommissie zu Wolfenbüttel. Kreiert hatte dieses Motto der Arno-Schmidt-Übersetzer John E. Woods, der in seinem Eröffnungsvortrag über die englische Übertragung von *Zettels Traum* die versammelte Hundertschaft der namhaften deutschen Literaturübersetzer(innen) mit der überzeugend dargelegten Einsicht konfrontierte, jeder Übersetzer sei, wenn nicht ein Hungerkünstler, so doch stets ein Narr. Bis in welche Untiefen der Sprache die Freiheit eines solchen Narren, dessen Fuß in einer Fessel steckt und dessen Kappe ein Glöckchen schmückt, trotz aller Hindernisse führen kann, zeigte John Woods in seiner zweistündigen Präsentation auf beeindruckende Weise. Gekrönt wurde der Einblick in den Zauberkasten des Übersetzers mit einer Lesung der Novelle *Kühe in Halbtrauer* in deutscher und englischer Fassung, die er im Duett mit Bernd Rauschenbach von der Bargfelder Arno Schmidt Stiftung darbot.

Fernab vom Gemeinplatz über die üblichen Schwierigkeiten mit der Übersetzung literarischer Autoren, die niemals vollständig gelingen kann, führte John Woods die wahrhaften Abgründe vor Augen, die auch den größten (und gegen jede Höhenangst gefeierten) Kenner der modernen europäischen Literatur zum Einlenken zwingt, sobald er es mit einem absolut unübersetzbaren Autor zu tun hat. Arno Schmidt, der wagemutigste und stilistisch experimentierfreudigste unter den deutschsprachigen Nachkriegsschriftstellern, der nicht ohne Grund der »deutsche James Joyce« genannt worden ist, gehört mit Sicherheit zu dieser seltenen Kategorie. Und der unübersetzbarste Text dieses unübersetzbaren Autors ist zweifellos das 1970 erschienene Monumentalwerk *Zettels Traum* (bzw. ZETTEL'S TRAUM in der Schreibung des Schriftstellers), das exakt 1334 dreispaltig per Schreibmaschine geschriebene und mit handschriftlichen Randglossen sowie Streichungen versehene DIN-A3-Seiten umfasst und bis heute allein in verschiedenen skalierten Faksimile-Ausgaben des Original-Typoskripts verfügbar ist. Sobald John seine auch in typographischer Hinsicht kunstvolle Nachdichtung, an der seit etwa fünf Jahren arbeitet, einmal fertiggestellt haben wird, wird er das Pendant zu Hans Wollschlägers *Ulysses*-Übertragung geschaffen haben, an dessen sprachschöpferischer Leistung er sich jedoch, nicht nur im angelsächsischen Raum, wird messen lassen müssen.

Das Motiv für die besondere, in ihrem Extrem auch intendierte Unübersetzbarkeit von *Zettels Traum* liegt gerade in jenem literarischen Vorbild, das Schmidt seit den 1960 Jahren mit allen Mitteln einzuholen trachtet, nämlich dem James Joyce des *Ulysses*. Wie der berühmte Ire erweist sich der Wahl-niedersächse Schmidt als ein akribischer Beobachter der Lautlichkeit der Sprache. Die gleichfalls verwendete gehobene Literatursprache der deutschen Klassik kontrastierend, gewinnt er aus dem konkreten Sprechen der Menschen, den vielfältigen regionalen

Färbungen der Umgangssprache, wichtige Impulse für sein Schreiben. Doch zum eigentlichen Stilprinzip werden in *Zettels Traum* vor allem die Neologismen, die von seltsamen Wortschreibungen über konnotationsreiche Worträtselspiele, Onomatopöien bis hin zu sublimen Sinnlosigkeiten reichen und gleichsam einen eklatanten Sinnesmangel der Hochsprache zu kompensieren suchen. Wo die Sprache als solche gar nicht mehr hinreicht, vornehmlich bei Ausdrücken des Gefühls, bilden die bloßen Satzzeichen eine Art aushelfende piktogrammatische Zeichensprache. Im Medium dieser sprachlichen Besonderheit wird eine (wie in *Ulysses*) auf 24 Stunden reduzierte Handlung, die an einem unbestimmten Sommertag des Jahres 1968 in der Lüneburger Heide den Literaturexperten und Edgar-Allan-Poe-Liebhaber Daniel (Dän) Pagenstecher und das Übersetzer-Ehepaar Paul und Wilma Jakobi mit deren Tochter Franziska zusammenführt, vor dem Hintergrund eines Patchworks aus Zitaten der gesamten Weltliteratur entfaltet.

Um die große Kunst der Wortschöpfungsübertragungen darzulegen, genügten schon – gleichsam vom »ersten Dianenschlag« an – die mannigfaltigen Beispiele der ersten typographisch vollendeten Seite, die während des Vortrags neben der (ebenfalls noch unveröffentlichten) deutschen Fassung in der von Friedrich Forssman besorgten Werkausgabe an die Wand projiziert wurde. Eindrucksvoll entfaltete John, neben seiner eigentlich dichterischen Kraft, die Enzyklopädie der von ihm verinnerlichten Texte der Weltliteratur, um die Motive zu erklären, die ihn dazu gebracht haben, zum Beispiel von »Nebel schelmenzünftig« (mit Thomas Murner und Shakespeare) zu »Fog arrant knavish« zu kommen, oder von »verwichene Nacht...« zu »the nite o'erpast«, bzw. von »die Zeit, voll itzt zu seyn« zu »the time to be in the nonce« (mit Grimmelhäusen, Melville und Joyce). »Vorkeime v Wolckn; Windwebm« verwandelt sich zu »cloud prothallia, wind wefts« und »noch vom vor=4 benomm'm« trifft »still dazed by before=4«. Gleich der Struktur des Schmidtschen Textes selbst, in dem die Zahl 4 (das Quartett oder das Doppelpaar), wie die vier Protagonisten aus *Zettels Traum* und Goethes *Wahlverwandtschaften*, eine besondere Bedeutung besitzt, entspricht auch die Lösung des Übersetzers zuweilen rein mathematischen Erwägungen. Ein durch die Übertragung verlorener Großbuchstabe D (für Dän), X (für Geschlechtsverkehr) oder S (für das Freudsche Es) wird systematisch an anderer Stelle wieder eingesetzt. Auch muss das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen und ineinander verstrickten Ebenen des Textes stets gewahrt bleiben: die Hauptzählung, die Dialoge und inneren Monologe im Zentrum, Zitate von Edgar Allan Poe und Diskussionen über diesen Autor in der linken Spalte sowie Autobiographeme, allgemeine Sprachlautspiele und Zitate anderer Autoren in der rechten Spalte.

Arno Schmidt zu übersetzten ist ein Narren-Spiel aus Verlust und Kompensation. Was an Konnotationsreichtum in der einen Sprache eingebüßt wird, muss in der anderen wiedergewonnen werden. Das gilt bereits für den Titel des Werks, der Shakespeares Komödie *Ein Sommernachtstraum* (Vierter Aufzug, erste Szene) in der Übertragung von August Wilhelm von Schlegel zitiert. Die Figur *Zettel*, der *Weber* ist im Original *Bottom the Weaver*, so dass *Zettels Traum* im Englischen zwingend *Bottom's Dream* heißen muss, wodurch allerdings die absolut grundlegende Anspie-

lung auf Schmidts berühmte Zettelkastentechnik, die hier ebenfalls ins Werk gesetzt wird, verloren geht. Doch was soll man tun? »Schwamm drüber – lost in translation«, sagt John Woods. Immerhin gewinne man, ergänzt er verschmitzt, insofern das ganze Buch eine Art freudsche Dekonstruktion des Autors Edgar Poe darstelle, im Englischen eine andere, wenig subtile, dafür aber durchaus Schmidtsche Bedeutungsschicht wieder hinzu: »Denn Bottom ist bottom und apropos bottom, auf deutsch ist bottom Popo.«

Die schwierigste Aufgabe jedoch, welche zugleich die eigentliche »Unübersetzbarkeit« des Textes ausmacht, liegt in der steten Ungewissheit des Übersetzers, nie endgültig bestimmen zu können, woher er eigentlich übersetzt. Buchstäblich jedes Wort oder Zeichen in *Zettels Traum* könnte das Zitat eines anderen Textes oder eine Verfälschung desselben sein. Diese Herausforderung an eine niemals einzulösende Rezeptionsfähigkeit ist insofern ein bemerkenswerter Umstand, als die literarische Figur des Übersetzers in Schmidts Romanen eine tragende Rolle spielt. Schmidt selbst übersetzte zahlreiche Werke aus dem Englischen, neben Poe vor allem Stanislaus Joyce, Wilkie Collins, William Faulkner und James Fenimore Cooper. Die *Gelehrtenrepublik*, der »Kurzroman aus den Rossbreiten« von 1957, basiert auf dem Erzählprinzip einer fingierten Übersetzung aus dem Amerikanischen in die »tote Sprache Deutsch« (hergestellt 2008 in Argentinien von Chr. M. Stadion, einem Anagramm des Namens Arno Schmidt). Auch die primäre Handlung von *Zettels Traum*, sofern es eine solche gibt, kreist um die immerwährende (und letztlich prinzipielle) Frage der Übersetzbarkeit oder Unübersetzbarkeit von Literatur. Es scheint, als ob Schmidt das literarische Schreiben als eine Art Gegenprinzip zur eigenen Übersetzungstätigkeit fasst. Literatur ist erst das, was nicht mehr zu übersetzen ist.

Letztlich kommt John Woods, der diese Herausforderung der unmöglichen Übersetzung auf seine Narrenkappe nimmt, zumindest die Affinität Arno Schmidts zur englischen Sprache zugute, insofern er geschätzte 10 % des Textes, die auf Englisch (bzw. in einer bestimmten Englisch-Ähnlichkeit) verfasst sind, schlicht übernehmen kann. Es lässt sich aber mit gutem Grund annehmen, dass seine Fassung die einzige fremdsprachliche Übertragung von *Zettels Traum* bleiben wird. Der im Frühjahr 2006 so früh verstorbene Straßburger Germanist und Schmidt-Übersetzer Claude Riehl hat mehrere Jahre an einer französischen Version des Werks gearbeitet und dabei exakt fünf Seiten fertiggestellt.

Ulrich Blumenbach

## Workshopbericht: Außenlektorat

Leitung: Miriam Mandelkow

Miriam skizzierte einleitend das relativ neue Berufsbild des Außenlektors: Da Verlagslektoren heutzutage von der Akquise über die Programmgestaltung bis zur Lesereise alles machen, bleibt die Textarbeit auf der Strecke. Eine Textarbeit, die diesen Namen verdient, die es an Genauigkeit also mit der Übersetzung selbst aufnehmen kann, findet in der Regel nur noch im Außenlektorat statt. Die Ausgangsfragen lauten dann: Welche Vorteile haben Außen-

lektorate, und wie lassen sie sich nutzen und ausbauen? Die vorläufigen Antworten lauten: durch engeren Kontakt zu Übersetzern, durch Austausch mit anderen freien Lektoren und durch Verständigung über Kriterien der Textarbeit.

Die in der Vorstellungsrunde geäußerten Erwartungshaltungen an Außenlektoren reichten von dem Vorurteil »Außenlektorate werden immer an Studenten vergeben« bis zur Einschätzung von Außenlektoren als »Anwälten des Textes«, die »sich schützend vor das Buch stellen«. Andere kritisierten in Bezug auf den Außenlektor »Verschweigungstechniken« des Verlages gegenüber Übersetzern. Auch die Verweigerung des redigierten Manuskripts habe einen Machtaspekt und entmündige den Übersetzer. Wann fangen Übersetzer und Lektoren an, miteinander zu reden? fragte ein Kollege, und der Konsens lautete: Je früher, desto besser. Es wurde angeregt, dem Verlag mit der Übersetzung einen »Qualifizierungskatalog« mitzuschicken, der bei der Auswahl geeigneter Außenlektoren helfen könne. Lobend wurde auf Irene Rumlers Lektorats-Seminare verwiesen, und kurz das Modell des Gegenlesens vor dem Lektorat vorgestellt, das beim kollektiven Übersetzen praktiziert wird.

Die erste Diskussionsrunde galt praktischen Aspekten wie dem Zeitpunkt der Kontaktaufnahme, der Erziehung von Verlagen durch die u.U. auch vertraglich festgelegte Forderung, dass der Übersetzer das redigierte Manuskript zu erhalten habe, und der erlernbaren Souveränität im Umgang mit diesen redigierten Manuskripten: Auch massiv lektorierte Übersetzungen können gut lektoriert worden sein. Und: Nicht jedes geänderte Komma muss in der Lektoratsbesprechung eigens diskutiert werden.

Eine weitere Seminarphase galt dem Redaktionsablauf. Miriam stellte einen Katalog der idealen Zusammenarbeit vor: Man verständige sich so früh wie möglich über Termine; der Außenlektor gebe dem Übersetzer möglichst schon nach 50 Seiten ein erstes Feedback, um grundsätzliche Eingriffe abzusprechen, zu begründen, bzw. zurückzunehmen. Der Außenlektor müsse seine redaktionellen Eingriffe einschätzen und qualifizieren können, sich also selbst Rechenschaft darüber ablegen, wer ihm die Redaktionshand führe: der Autor, der Übersetzungsansatz, der Verlag, die imaginären Leser oder die Angst. Vorgaben der Verlage (»Machen Sie's wörtlicher!«, »Machen Sie's peppiger!«) können auch begründet zurückgewiesen werden. Miriam griff hier außerdem auf Frank Heiberts Taxonomie von Lektoratseingriffen zurück; Frank unterscheidet objektive Änderungen (Fehler), subjektive (Geschmacksfragen) und intersubjektive (z.B. die gemeinsame Suche nach dritten Lösungen). Der Übersetzer könne seinen Ansatz per Kommentar und Anmerkungen vorab ausformulieren und Rechercheergebnisse mitliefern. Wichtig sei ein gegenseitiges Feedback (auch Lektoren wollen wissen, wie ihre Arbeit eingeschätzt wird), denn jede Redaktionsbesprechung ist auch eine Schulung. Miriam schärfte den Teilnehmern ein: Dehnt Euch aus! Verschafft Euch Spielraum! Ihr habt mehr Kompetenzen, als Ihr glaubt! Ein Teilnehmer versah diesen Rat mit einer kulturpolitischen Spitze: Die Verlage haben Kulturkompetenzen abgegeben, und diesen Anteil können Übersetzer und Außenlektoren sich aneignen.

Einblicke ins Paradies lieferte ein Exkurs zu Lektoraten durch Bärbel Flad und Jürgen Dormagen: Bei einem Buch habe die Übersetzerin vier Tage lang auf

Suhrkamps Kosten in Frankfurt gewohnt und in einem täglichen Privatseminar acht Stunden lang mit Dormagen die Übersetzung durchgearbeitet. Die Endbesprechung von Lektoraten finde heute noch live statt. Jemand gab zu bedenken, dass Außenlektoren, die ihre Aufgabe ernst nehmen, eben diese Sorgfalt aufwenden – nur Hotels können sie nicht bezahlen. Mit dem kargen Seitenhonorar (durchschnittlich 3-5 Euro; leider wurden auch noch viel traurigere Zahlen genannt) kommen auch Außenlektoren auf keinen grünen Zweig, zumal schnelles Lektorieren nur mit einem Raster möglich ist – und genau dieser Tendenz soll das Außenlektorat entgegentreten.

Der Workshop bot keine Patentlösungen an, sondern verstand sich als ein auf Erfahrungen basierender Ausgangspunkt für weitere und intensivere Auseinandersetzungen zwischen bzw. Annäherungen von Übersetzerinnen und Außenlektorinnen. Und Miriam danke ich persönlich für die straffe Diskussionsleitung, die die unter Übersetzern so beliebten (oft aber auch nötigen!) Anekdoten aufs Wesentliche zurückführte, ohne dass der Unterhaltungsaspekt zu kurz gekommen wäre.

Katharina Gerhardt

## Workshopbericht: Kultur als Übersetzung – Die kulturwissenschaftliche Wende in der Übersetzungsforschung

Leitung: Annette Kopetzki

Dieser Workshop über die neueren Entwicklungen in der Übersetzungstheorie war von Annette Kopetzki in Zusammenarbeit mit Oliver Kontny geplant worden, der allerdings krankheitshalber kurzfristig abgesagt hatte. So gingen wir unter Annettes fachkundiger Leitung folgenden Fragen nach: Inwiefern sehen sich Übersetzer in der Rolle eines Kulturvermittlers? Gibt es Beispiele aus der eigenen Übersetzungspraxis, bei denen man vor der Entscheidung stand, eher die Differenz zwischen den Kulturen von Original und Übersetzung zu betonen oder Verbindendes zu schaffen? Welche Rolle spielen in der Übersetzungspraxis »kulturelle Schlüsselbegriffe« und »kulturelle Stereotypen«?

Grundlage unserer Diskussionen bildeten zwei Texte: Doris Bachmann-Medicks einleitender Essay, *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*, aus dem gleichnamigen Band der Autorin sowie Oliver Kontnys Text »Politik und Kultur der Übersetzung«.

Annette Kopetzki gab einen Überblick über Tendenzen der Übersetzungstheorie der neunziger Jahre, die vor allem geprägt waren von der kulturwissenschaftlichen Erweiterung des Übersetzungsbegriffs, dem sogenannten *cultural turn*. Der 8. Internationale Germanistenkongreß 1990 in Tokio stand unter dem Motto »Begegnung mit dem Fremden«. Hier machte sich erstmals eine Grenzverschiebung zur Kulturwissenschaft unter Nutzung der Übersetzungskategorie bemerkbar. Anfang der neunziger Jahre etablierte sich die Übersetzungsforschung innerhalb der Komparatistik als eigenes Arbeitsgebiet. Inzwischen hat der *cultural turn* alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen erfaßt. Übersetzung wird als interkulturelle Kommunikation begriffen. Es geht um *the shaping power of one culture upon another*, man reflektiert kulturelle

Differenz und Machtverhältnisse. Die sogenannte israelische Schule fragt: Nach welchen Kriterien wird der zu übersetzende Text ausgewählt? Wie definiert die Zielkultur Übersetzung? Wie sieht der Markt für Übersetzungen aus? Mitte der neunziger Jahre kritisierte Lawrence Venuti die Unsichtbarkeit des Übersetzers, forderte, die Übersetzung solle als solche sichtbar werden, betonte die Eigenschaft des Übersetzers als eines subjektiven Interpreten. Mit dem Aufkommen der *gender studies* wurde die Übersetzungsforschung immer ideologiekritischer, nahm Übersetzungen aus »kleinen« Sprachen stärker in den Blick, untersuchte die Bedeutung der oralen Tradition. Der Begriff der Differenz als zentraler Kategorie löste zunehmend den der Äquivalenz ab. Im Zuge der *Post-colonial studies* entwickelte sich bei den Ethnologen die »Writing-back-Bewegung«, die den Literaturkanon der sogenannten ersten Welt kritisch in den Blick nahm und neu übersetzte, bevorzugt in Dialekte und Regionalsprachen. Diese Forschungsrichtung übt Kritik an einer Übersetzungsindustrie, die vom Englischen dominiert wird und die Literatur eines jeden Landes immer schon in westliche Kategorien einordnet sieht.

Im Zuge des *cultural turn* wird der Begriff »Übersetzung« ob seiner besonderen Anschlußfähigkeit stark erweitert und oft synonym mit »Kommunikation« verwendet. Diese Universalisierung des Übersetzungsbegriffs erschien dem Plenum problematisch. Literarische Texte in unterschiedlichen Sprachen seien oft so unterschiedlich nicht, sie ähnelten einander in ihren literarischen Merkmalen. Insofern gehe es beim Literaturübersetzen auch nicht nur ums Aushandeln kultureller Differenzen, so der allgemeine Konsens. Dennoch habe der *cultural turn* einiges geleistet, so sei man beispielsweise sensibilisiert dafür, kulturelle Schlüsselbegriffe, die die Alterität eines Textes markieren, in der Ausgangssprache zu belassen; das synkdochische Verfahren eigne sich auch gut, um die Atmosphäre der anderen Kultur zu evozieren. Als problematisch wurde thematisiert, daß es in der Belletristik (von den Auftraggebern oder den Übersetzern selbst?) den Anspruch gebe, den Identifikationsprozeß des Lesers nicht zu stark durch »Fremdes« zu stören. Wir fragten uns, ob man als Übersetzer immer schon den Leser mitdenke und dabei zuviel Authentisches tilge. Doch wurden auch sprachimmanente Hindernisse für das Vermitteln von Authentizität genannt, so z.B. die Unmöglichkeit, Dialekte wie das Schottische in einem Soziolekt wiederzugeben, ohne dabei in einer mißverständlichen Ecke zu landen. Naturgemäß konnten nicht sämtliche übersetzungstheoretischen Fragen in diesem Workshop abschließend geklärt werden, doch die Diskussionen und die ausführliche Literaturliste machten Lust aufs Weitertheoretisieren.

## Literatur

- Ahmad, Aijaz: *In Theory. Classes. Nations. Literatures*, London 1992
- Albrecht, Jörn: *Literarische Übersetzung. Geschichte – Theorie – kulturelle Wirkung*, Darmstadt 1998
- Assmann, Aleida: *Was sind kulturelle Texte?* In: GB 10, 1995, S. 232-244
- Bachmann-Medick, Doris: »Der Ganges fließt in Afrika. »Heimatloser Internationalismus« und die postkoloniale Sicht von Weltliteratur und Übersetzung«, in: Stötzel G./Wielacher A. (Hg.): *Blickwinkel: Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution, Akten des III. Internationalen Kongresses für Interkulturelle Germanistik*, München 1996, S. 889-902
- Bachmann-Medick, Doris: *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*, Berlin: Erich Schmidt, 1997
- Bachmann-Medick, Doris (Hg.): *Kultur als Text – Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Tübingen/Basel 2004
- Buden, Boris: *Der Schacht von Babel. Ist Kultur übersetzbar?* Berlin 2005
- Budick S./Iser W. (Hg.): *The Translatability of Cultures*, Stanford 1996
- Gentzler, Edwin: *Contemporary translation theories*, Clevedon 2001 (2. Aufl.)
- Haverkamp, Anselm (Hg.): *Die Sprache der Anderen. Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen*, Frankfurt/M. 1997
- Hermans, Theo (Hg.): *Translating Others*, 2 Bde., Manchester 2006
- Kontny, Oliver: »Politik und Kultur der Übersetzung«, in: Boris Buden, *Der Schacht von Babel. Ist Kultur übersetzbar?* Kulturverlag Kadmos, Berlin 2005.
- Mecklenburg, Nobert: *Über kulturelle und poetische Alterität. Kultur- und literaturtheoretische Probleme einer interkulturellen Germanistik*, in: Wielacher A. (Hg.), *Perspektiven und Verfahren Interkultureller Germanistik, Akten des I. Internationalen Kongresses für Interkulturelle Germanistik*, München 1987, S. 563-584
- Robinson, Douglas: *The Translator's Turn*, Baltimore 1991
- Simon, Sherry: *Gender in Translation. Cultural identity and the Politics of Transmission*, London/New York 1996
- Thome, Gisela (Hg.): *Kultur und Übersetzung: methodologische Probleme des Kulturtransfers*, Tübingen 2002
- Venuti, Lawrence: *The Translator's Invisibility*, London 1995
- Venuti, Lawrence: *The Translation Studies Reader*, London 2000
- Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung:
- GB 4: Frank A.P./Kittel H. (Hg.): *Interculturality and the Historical Study of Literary Translation*, Berlin 1991
- GB5: Kittel, Harald (Hg.): *Geschichte, System, Literarische Übersetzung*, Berlin 1992
- GB 8 (1/2): Maaß F./Turk H. (Hg.): *Übersetzen, Verstehen, Brücken bauen. Geisteswissenschaftliches und literarisches Übersetzen im internationalen Kulturaustausch*, Berlin 1993
- GB 10: Poltermann, Andreas: *Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung*, Berlin 1995
- GB 12: Bachmann-Medick, Doris (Hg.): *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*, Berlin 1997
- GB 16: Hammerschmid B./Krapoth H. (Hg.): *Übersetzung als kultureller Prozeß: Rezeption, Projektion und Konstruktion des Fremden*, Berlin 1998
- GB 17: Mueller-Vollmer K./Irmischer M. (Hg.) *Translating literatures – translating cultures: new vistas and approaches in literary studies*, Berlin 1998



## Rezension

Christa Schuenke

### Sonette in neuen Kleidern

Reimlos, in »jambischem Schreitmaß rhythmisiert«, hat Klaus Reichert Shakespeares Sonette neu übersetzt. Ein Verfahren, das vor ihm nur in einer der bislang 61 Gesamtübersetzungen des Zyklus angewandt wurde, nämlich in Beatrice Barnstorff Frames reimlos-rhythmisierte Prosaübersetzung von 1931. Daneben stehen Sebastian R. Schneiders Blankversübertragung von 1834 sowie Johann Joachim von Eschenburgs 1787er Prosaübersetzung von 56 Sonetten.

Der Entscheidung für eine Prosaübersetzung, entnehmen wir Reicherts Vorwort, liege die Überzeugung zugrunde, der inhaltliche Reichtum von Shakespeares Dichtung sei in seiner ganzen Fülle und Vieltätigkeit nur dann vermittelbar, wenn sich die Übersetzung aus dem Zwang von Reim und Metrum befreie. Konsequenterweise hält sich Reichert außer beim 66. Sonett auch weder an die notorischen 14 Zeilen noch an die Strophenstruktur von drei Quartetten und abschließendem Couplet. Seine Versionen haben meist elf bis zwölf, selten vierzehn Zeilen, Dreizeiler wechseln mit Vierzeilern, doch endet jedes, außer beim 66., mit abgesetztem Couplet.

Reichert führt mehrere Argumente für diese Befreiung aus der Form an, die alle eines gemeinsam haben: Sie sind vom System der Ausgangssprache her gedacht, also hin zu den scheinbaren Defiziten der Zielsprache dieser gegenüber. Eine Denkweise, die im Diskurs über das Übersetzen recht verbreitet ist.

»Wenn wir nicht ›wüßten‹, daß die meisten Sonette an einen Mann gerichtet sind, könnten sie genauso einer Frau gelten. Es ist das Schwebende des Geschlechtlichen«, meint Reichert mit Blick auf die Uneindeutigkeit englischer Formeln wie *my love* oder *my friend*, »das den Gedichten ihre Rätselhaftigkeit und ihre Faszination gibt.« Nur ›wissen‹ wir eben – nicht allein aus der Exegese, sondern weil die Texte selbst es offenbaren –, wes Geschlechts die Adressaten der Sonette sind. Zudem existiert im Englischen gar keine Alternative; Begriffe wie *love* und *friend* können nicht, sie müssen grundsätzlich beide Geschlechter meinen. Übersetzt Reichert in Sonett 40 also *Take all my loves, my love; yea, take them all* mit *Nimm, meine Liebe, alle meine Lieben, ja nimm sie alle*, so hat das, abgesehen vom verlorengegangenen Gestus des Originals, nichts Schwebendes, sondern er legt sich, der Eindeutigkeit des Deutschen unterworfen, wider besseres Wissen in einer (und zwar der falschen) Richtung fest. Das ist nicht mal in einer Versübersetzung nötig, und in der Prosaversion würde das »schwebendere« *mein Lieb* oder *mein Liebes* ebenso funktionieren.

»Es gibt bei Shakespeare keine Füllwörter«, betont Reichert. Wie denn auch in einer so partikelarmen Sprache wie dem Englischen? Zudem erschwere die Einsilber-Armut des Deutschen adäquate Vers-Übersetzungen. Die wichtigen Schlüsselbegriffe des Zyklus (*worth*, *truth*, *sweet*, *fair*, *use*) bestünden fast durchweg aus nur einer Silbe. Nun liegt *sweet* mit 58 Erwähnungen im Mittelfeld, kurz vor *fair* (46), *truth*

und *worth* (24 bzw. 20) sind fast gleichauf und *use* erscheint nur 13 Mal. Aber warum übergeht Reichert das eine Schlüsselwort, das mit 205 Erwähnungen nach *I* (352) Platz zwei einnimmt, gefolgt von (*me/164*, *thee/161*, *you/111* nicht mitgerechnet) *eye(s)* (93), *self* (89), *time* (70), *heart* und *will* (je 64) – nämlich *love*? Für Übersetzer hoher Literatur, bei der auf Parallelbegriffe zu achten ist, gehören solche Frequenzlisten wesentlich zur Textanalyse.

Die Sprachen unterscheiden sich in ihrer Systematik. Geblendet von der schönen Effizienz des Englischen, übersieht man leicht die Vorzüge des Deutschen. Was dem Englischen die Einsilber, sind dem Deutschen die Komposita, die flexible Syntax, die melodiose Perioden ebenso zuläßt wie kurze, harte Verse. Wenn Reichert betont, in der Prosaform müsse, anders als in einer formtreuen Übertragung, »jedes Wort übersetzt werden«, erst so erschließe sich die Tiefe dieser Dichtung ganz, fragt sich, wie viele Wörter, die nicht bei Shakespeare stehen, hier mit »übersetzt« werden. Geht da nicht manches nolens volens eher in die Breite? Wo ist die Grenze zwischen Klarheit und Geschwätzigkeit?

An Einsilbern ist das Englische dem Deutschen tatsächlich überlegen. Welcher Übersetzer möchte nicht mit S. de Madariaga ausrufen: »They are marvellous, those English monosyllables. ... Is not the word *sweet* a kiss in itself ...?« Drei der fünf von Reichert genannten Wörter haben einsilbige deutsche Entsprechungen. *Summer's lease* muß nicht zwingend mit *die dem Sommer eingeräumte Zeit* übersetzt werden, auch *Sommers Frist* oder *Pacht* wären denkbar. So provozieren bei Reichert immer wieder gewisse Wendungen die Frage, ob die gewählte Prosaform nicht, anstatt die Texte tiefer auszuloten, eher übertriebener Eloquenz Raum gibt, mithin also das Gegenteil dessen wäre, was Dichtung ist und sein will, nämlich diejenige Kunst, in deren Mittelpunkt das Wort steht, nicht die Syntax und erst recht nicht die Erklärung, denn ein Gedicht, das man in Prosa »nacherzählen« kann, hätte nicht geschrieben werden müssen.

Prekär erscheint der Reimverzicht, verbindet doch der Reim – und sei es durch Konfrontation – nicht nur disparate Bilder und Gedanken, sondern ist für das Sonett geradezu gattungstiftend. Ungereimte Sonette sind eigentlich keine. Reichert meint und wertet es als Einschränkung, wer die Sonette mit Reim und Metrum übersetze, müsse seine Versionen von den Reimen aus konzipieren oder um sie herum konstruieren. Bei einigen Sonetten trifft das zu, andere erschließen sich jedoch nach und nach von einem Grundvers her, häufig vom Couplet, so daß sich im Deutschen fast von selbst unangestregte, geradezu beiläufige Reime einfinden.

Was versteht Reichert, dem metrischen Korsett entstiegen, aber unter »jambischem Schreitmaß«? Warum insistiert er, trotz bewußter Emanzipation vom vorgedungenen Metrum, sein Schreitmaß sei ein jambisches? Kann denn ein Schreitmaß anders sein als jambisch? Dem Vorwort sind genauere Erläuterungen dazu nicht zu entnehmen, also halten wir uns an die Texte. Beispielsweise an das 65. Sonett:

Da Erz nicht, Stein, nicht Erde, grenzenloses Meer, nein,  
Sterblichkeit selbst *ihre* Macht besiegt, wie kann dann gegen diese Wut  
die Schönheit prozessieren, als Klägerin nicht stärker als ein Blümchen.

Schon am Beginn von Zeile 2 strauchelt der jambisch eingestimmte Leser, der freilich vorgewarnt wurde, daß dieses Schreitmaß »immer dann unterlaufen wird – aussetzt –, wenn ein Wort besonders markiert werden soll.« Welches wäre hier das besonders markierte Wort?

Man könne, so Reichert im Vorwort, bei Shakespeare »nicht sagen, der Gedanke sei zu Ende, der Vers aber noch nicht«. Tatsächlich sind Enjambements in Shakespeares Sonetten – im elisabethanischen Sonett generell – eher rar. Während der erste englische Sonetteer, Thomas Wyatt (1503-1542), noch dem petrarkischen Schema treu blieb, paßte bereits Henry Howard Earl of Surrey (1517-1547), der »Erfinder« der schließlich auch von Shakespeare benutzten Sonettform, das aus Italien importierte Schema strukturell und inhaltlich den Eigentümlichkeiten des Englischen an. Surreys Sonette vermitteln nachgerade den Eindruck, als wären Enjambements ein Regelverstoß.

Man dürfe von seinen »Umdichtungen«, deren Deutsch »so kompliziert wie das Englische, manchmal, notgedrungen, noch komplizierter« sei, sagt Reichert, »also nicht erwarten, diese deutschen Sonette herunterlesen und einigermaßen leicht verstehen zu können wie die meisten bestehenden Übersetzungen.« Vielmehr wolle bei seiner Methode »jedes Wort ... auf seine Funktion in der Entfaltung des poetischen Gedankens hin berücksichtigt werden«. Er habe, Shakespeare folgend, nachgehört, welche Fortführungen die deutschen Wörter erlaubten, habe also »nicht »nur« übersetzt, sondern am deutschen Material gearbeitet.« Es fällt schwer zu erkennen, was daran ungewöhnlich sein soll, denn was Reichert da beschreibt, ist nur das alltägliche Handwerk des literarischen Übersetzens.

Schwerer noch fällt es, Reicherts These zu folgen, als Übersetzer könne man Shakespeares Sonetten erst dann wirklich gerecht werden, wenn man von der Shakespeareschen Form absehe. Ist doch die Form bei jedem Kunstwerk stets die Form des Inhalts, und gießt man diesen, den poetischen Gedanken, in eine andere Form, so bleibt er nicht der, der er war, sondern verändert sich zwangsläufig mit der neuen Form. Dann kann es leicht geschehen, daß jemand ruft: »Der Kaiser ist ja nackt.«

*William Shakespeare: Die Sonette – The Sonnets, Deutsch von Klaus Reichert (Salzburg; Jung und Jung, 2005) 335 S., geb. • 24,90*

## Neues aus dem Cyberspace

Wolf Harranth

### Wozu in die Ferne schweifen...

...hör, das Gute liegt so nah, nämlich auf Knopfdruck oder Mausclick. Sofern Sie verschüsselt sind, sollten Sie an der Fernbedienung Ihres Satellitenempfängers einmal die Taste »Radio« drücken, und Sie werden staunen. Da kommen Ihnen allerlei Stimmen aus Ihrer Übersetzungssprache (bzw. deren Plural, den Übersetzungssprachen) ins Haus, und dies sogar von Anbietern, die das Fernsehbild codieren. Nun gut, der

Anteil an Dudelfunk ist überproportional, aber unterm Strich bleibt eine Menge Wertvolles. Übrigens, wenn wir schon beim Thema Radio sind: Auch die viel geschmähten deutschen Hörfunkprogramme sind von einer Vielfalt, der Sie bei ernsthaftem Interesse kaum gewachsen sind. Das Wochenblatt *Dampf-Radio* bietet die komplette Programmübersicht und ist geeignet, Ihre Hörgewohnheiten und Ihr Zeitbudget radikal zu ändern. Ein Probeexemplar kommt gegen 2,50• in Briefmarken vom Dampf-Radio-Verlag, Postfach 228D, 53922 Kall. Emaillieren können Sie via [verlag@dampf-radio.de](mailto:verlag@dampf-radio.de) Jetzt aber zur Sache.

### Radio weltweit

Viele Rundfunkstationen strahlen ihre Sendungen – Inlandsprogramme wie Auslandsdienste, in der Muttersprache und in vielen Fremdsprachen – auch übers Internet aus. Eine Übersicht über das Angebot aus Deutschland und den angrenzenden Regionen, für Fernsehen und Radio, auch für Deutschsprachiges aus dem Ausland und für einige Internetradios finden Sie bei <http://www.medienindex.de/>. Ein bisschen ausführlicher ist die Liste von André Hahn: <http://userpage.fu-berlin.de/~ahahn/plugins/iradio.html>

Weltweit unterwegs sind Sie mit <http://www.edetail.de/>.

Noch mehr bietet <http://www.radio-locator.com/>. Auch Spezialisten werden bedient – so gibt es zum Beispiel für arabische Sender die Webseite <http://www.arab.de/arabisches-radio.html>.

Um mithören zu können, muss der PC natürlich über eine eingebaute Soundkarte verfügen – aber das ist ohnedies Standard –, und man muss die Software für den Audio-Player runterladen. Die gängigsten Formate sind RealAudio und MP3. MP3 solo holt man sich am besten und gratis bei Winamp: <http://www.winamp.com/>. Der meist ohnedies vorhandene Windows-Media-Player (<http://www.microsoft.com/windows/windowsmedia/download>) kann fast alles, inklusive MP3, außer RealAudio, denn das kommt von der Konkurrenz. Gehen Sie aber nicht auf deren Heimatseite und laden Sie das Ding nicht runter. Erstens müssen Sie sich ohnedies mühsam zum Gratisangebot vorkämpfen, und zweitens nervt der Player und zeigt allerlei unerwünschte Nebeneffekte. Daher also gleich auf zu: <http://www.radiosites.de/realplayer.shtml>. Manche Sender verlangen partout Quicktime, ein Apple-Produkt, von dem es eine kostenlose Version gibt bei: <http://www.apple.com/de/quicktime/download/win.html>. Und ganz selten ist das OGG-Format. Üblicherweise bieten die Stationen einen Download für das jeweils für den Datenstrom eingesetzte Format direkt bei der Programmübersicht an. Phonostart ist ein Umsonst-Programm für alle gängigen Formate: <http://www.phonostar.de>

Wer mithört, möchte auch aufzeichnen. Dafür gibt es Weichware in Hülle und Fülle. Ein Angebot, das unabhängig vom Datenformat alles kann, aber als Shareware 15• kostet, kommt via: <http://www.highcriteria.com/> und kann aus Deutschland, Österreich und der Schweiz über eine abhörsichere Leitung bestellt werden: <https://secure.element5.com/shareit/checkout.html?productid=146272&language=German&B1=Purchase>

Ist Ihnen dies alles zu viel auf einmal? Eine komfortable Zusammenstellung zum Thema hilft weiter: <http://www.radiosites.de>

## Radio im Abonnement

Früher hieß das Angebot »Webcasting«. Seit der iPod seinen Siegeszug angetreten hat, nennt man das Ding »Podcasting«. Im Prinzip geht es darum, dass man nicht nur den Live-Stream der Rundfunkanstalten mitverfolgen kann, sondern auch auf ein Archiv zugreifen darf, meist die Programme der letzten Tage. Man lädt die Datei auf den eigenen Rechner bzw. USB-Stick runter. Einige Stationen bieten einen solchen Dienst sogar im Abo an, dann kommt die gewünschte Sendung automatisch auf den eigenen PC. Ein ganz besonders wertvoller Dienst kommt von der BBC London: Quer durch das Angebot sämtlicher Programme kann man nach einem Thema und nach themenverwandten Sendungen suchen und sich die Auswahl künftighin sogar als E-Mail aktuell zustellen lassen. Schauen Sie vorbei beim Radioplayer: <http://www.bbc.co.uk/radio/> oder bei [http://www.dw\\_world.de](http://www.dw_world.de)

## Wer nicht hören will, muss sehen

Video aufzeichnen ohne Videorecorder? Wenn Sie auf die Schnelle, vielleicht von unterwegs ganz rasch mal und nur zum Nach-Schauen ein Fernsehprogramm aufzeichnen wollen können sollen, ist <http://www.shift.tv/stv/> für Sie die richtige Adresse. Kostet allerdings 10• pro Monat oder 50• pro Jahr. Einen Videorecorder por nada gibt es bei [www.onlinetvrecorder.com](http://www.onlinetvrecorder.com). Einloggen mit einer gültigen E-Mail-Adresse, Station und Sendung suchen, Aufnahmen (bis zu 120GB pro Monat gratis!). Dreißig Minuten nach Sendungsende steht Ihnen die Datei zur Verfügung: Zum Download bereit gestellte Sendungen / (Pop-Ups zulassen!) / Direkter Download / Kostenloser Download / weiter. Und nun warten! Je nach Belastung des Servers kommt Ihre Datei früher oder später an. Das Format ist allerdings zunächst codiert und muss via Community / Download vom Decoder decodiert werden. Natürlich ist die Windows-Media-File nur von bescheidener Qualität, aber ausreichend. Anzuschauen mit dem Windows Movie Maker. Den finden Sie über das Windows-Startmenü oder laden ihn bei <http://www.microsoft.com/downloads/> runter. Alternativ, für Radio und TV, Webcams und einige Zeitungen: [http://board.flatserv.de/information\\_onlinetv.php](http://board.flatserv.de/information_onlinetv.php). Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist vielleicht auch schon <http://virtualtuner.com> aktiviert.

## PC-Ratgeber

### Datei futsch? Wiedergutmachung!

Zwei wahrhaft rettende Engel in scheinbar ausweglosen Situationen – wenn sogar die angeblich professionellen Recovery-Programme kapitulieren – kommen zum Nulltarif via <http://www.pcinspector.de> ins Haus. File recovery bringt verloren geglaubte Dateien vieler Formate ins Leben zurück, Smart recovery tut dergleichen, wenn die Speicherkarte in der Digitalkamera den Geist aufgegeben hat. Auf der Angebotsseite finden sich weitere empfehlenswerte Hilfsprogramme: e-maxx löscht eine Festplatte oder einen anderen Datenträger radikal (zu empfehlen, wenn man das Ding verschenkt oder verscherbelt bzw. wenn die Steuerfahndung an die Tür klopft), clone-maxx kopiert den kompletten Inhalt einer Festplatte, was bei Aufrü-

stung oder Neuanschaffung sehr angenehm ist, der Task Manager macht den PC zur Schaltuhr und führt zur gewünschten Zeit die erwünschte Aktion durch – z.B. das Runterladen eines Programmes –, und print html ermöglicht, was Microsoft bis heute nicht schafft: den automatisierten Ausdruck von Internetseiten, ohne dass am rechten Rand Text abgeschnitten wird.

### Kleiner Passwort-Ratgeber

(1) Ein sechsstelliges Passwort aus Klein- und Großbuchstaben ermöglicht rund 19 Milliarden möglicher Kombinationen. Die hat ein moderner Rechner in einer knappen halben Stunde durchgespielt, und schon ist Ihr Passwort geknackt. Für ein achtstelliges Passwort braucht er rund zweieinhalb Monate, binden Sie auch Sonderzeichen ein, 26 Jahre. Alles klar?  
 (2) Wer aus Bequemlichkeit immer nur ein und dasselbe Passwort verwendet, öffnet den Einbrechern Tür und Tor. Abhilfe? Nehmen Sie eine beliebige Seite eines Textes (Buch, Zeitung) mit einem längeren Absatz. Schreiben Sie auf ein getrenntes Blatt die Kennnummer für jedes Programm. Und so geht's: Sie wählen jeweils die Anfangsbuchstaben der Wörter. (Beispiel mit zehnstelligem Passwort für: 1 = Bank, 2 = Ebay, 3 = Hotels, usw.) Der gekennzeichnete Absatz beginnt mit: »Um solchen Gefahren vorzubeugen, empfehlen Psychologen, mit den Kindern zu üben, wie man im Internet surft, ohne sich Trojaner oder andere unerwünschte Eindringlinge einzuhandeln.« Das Passwort für 1 lautet: /1UsGvePmd, für 2: /KzuwmiIs, für 3: 3o/sToauEe. (Der Schrägstrich kommt in unserem Beispiel bei 1 an erster Stelle, bei 2 an zweiter usw.).

### Haben Sie schon apgedätet?

Sie verwenden natürlich nur registrierte Fensterware und sind nicht nur dann pingelig, wenn *Ihr* Urheberrecht missbraucht wird. Dann sollten Sie sich aber alle aktuellen Windows-Updates anbieten lassen und auf diese Weise Sicherheitslücken schließen: Systemsteuerung / Automatische Updates / Benachrichtigen... Wählen Sie nicht die Katze im Sack, sondern wählen Sie jeweils aus, welches Update Sie brauchen, weil das entsprechende Programm bei Ihnen installiert ist! Bei dieser Gelegenheit sollten Sie auch mal <http://officeupdate.com> besuchen. Da gibt es eine Menge Brauchbares, z.B. internationale Zeichensätze.

### Spam vermeiden beim Registrieren

Wie oft muss man sich doch im Internet »einmalig registrieren«, um an eine Information heranzukommen oder einen Dienst in Anspruch zu nehmen. Schon ist man den Beutezügen der Mailadressen-Fischer ausgeliefert. Bei <http://www.temporaryinbox.com/de/> bekommt man eine »Wegwerf-Adresse«, die sechs Stunden hält. Das sollte reichen, die erwünschte Auskunft zu er-surfen. Und die Spammer gucken durch die Finger!

### Kommando rein!

Äußerst praktisch, kaum bekannt: Aus dem Explorer, aus dem Arbeitsverzeichnis, wann immer also im Windows oben das Eingabefenster zu sehen ist, kann

man dort jeden beliebigen Dateinamen eintippen (auch Laufwerke, Unterverzeichnisse, Internet-URLs usw.).

#### Tabellen formatieren

Eine mit Word gestaltete seitenübergreifende Tabelle lässt sich anpassen via: Tabelle markieren, dann Format / Absatz / Zeilen- und Seitenumbruch / Absätze nicht trennen / OK. Weitere Optionen bietet die rechte Maustaste bei Tabelleneigenschaften. Ausprobieren!

#### »Eigene Dateien« nicht in C-Dur

Windows setzt den Ordner Eigene Dateien stets auf das Laufwerk c:/ Da kluge Menschen dort aber nur die Programme installieren und sich für die Daten ein eigenes Laufwerk reservieren – sehr praktisch beim Sichern und Wiederherstellen –, empfiehlt es sich, den Rechner ein für allemal umzukonfigurieren. Das Verschieben klappt problemlos so: Eigene Dateien mit der rechten Maustaste wecken, bei Eigenschaften das (neue) Ziel wählen und mit Verschieben quittieren. (Für Sicherheits-Kopien z.B. auf den Stick: mit Kopieren.)

#### Gelöschte E-Mails wiederherstellen

Haben Sie irrtümlich eine E-Mail gelöscht und im Outlook auch den Ordner Gelöschte Objekte schon leer geputzt? Sofern Sie nicht seitdem die Archivierungsfunktion Datei/Ordner/Komprimieren bemüht haben, ist Rettung nah: Schauen Sie nach, wo die Datei Gelöschte Objekte.dbx auf Ihrem Bähzäh zu finden ist. Laden Sie bei <http://www.mitec.cz/misc tools.htm> den kostenlosen OE Viewer 1.2 runter, öffnen Sie ihn – und schon lässt sich jedes Mail (auch einzeln!) als eml-Datei abspeichern und wieder aufrufen.

#### Google kann auch rechnen!

Einfache Aufgaben (3\*2, 5+4, 9-3, 20/5) ebenso wie wissenschaftliche Berechnungen (sin(90), 20^2) beherrscht die Suchmaschine, wenn man die Aufgabe ins Eingabefeld tippt. Praktisch der Währungsumrechner für Euro in Dollar. (20• in \$).

#### WWW: Wetter weltweit weisen

Für alle wichtigen Orte der Erde, augenblicklich und demnächst, meteorologische Daten en detail, zum Schnellreingucken und zum kostenlosen Transport als Ansage auf der eigenen Homepage: [www.wunderground.com](http://www.wunderground.com)

#### Abk. kennt recht oft nicht jeder momentan\*

17.575 Abkürzungen mit drei Buchstaben und 106.125 mit vier Buchstaben stehen auf Abruf zur Auswahl bei [www.stuartbruce.net/abbrev/](http://www.stuartbruce.net/abbrev/) Bei den four-letter-words sind auch Akronyme\* zu finden, mehr von dieser Sorte gibt es unter <http://acronyms.thefreedictionary.com>, eine Seite, die auch andere gute Seiten hat.

#### Kapitelverwalter

Nicht jedermanns/jederfraus Sache, aber manche schwören auf Papel. Die Menüführung ist zwar suboptimal, aber wer ein Arbeitsprojekt Kapitel für Kapitel speichern, bearbeiten, mit Notizen versehen will, bekommt die Version 2.131.3 zum Erprobeln frei Haus via [www.beingarthurdent.co.uk](http://www.beingarthurdent.co.uk)

Diese Beiträge (ratgeber.rtf, radio.rtf) und alle anderen der Serie finden Sie zum Abholen bei <http://members.eunet.at/harranth/> Im »Schutzraum« als Kenn- und Passwort jeweils user eingeben.

*Emotionen und konkrete Vorschläge an:  
harranth@eunet.at*

**Übersetzen** (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Potsdamer Platz 10, 10785 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 100 10 111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: ver.di Hausdruckerei Landesbezirk Baden-Württemberg

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.